

Tom Wohlfarth

# ›Genie in der Kunst des Lebens‹

Geschichte eines Goetheschen Gedankens

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2015  
Wehrhahn Verlag  
[www.wehrhahn-verlag.de](http://www.wehrhahn-verlag.de)  
Satz und Gestaltung: Wehrhahn Verlag  
Druck und Bindung: Inprint, Erlangen

Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany  
© by Wehrhahn Verlag, Hannover  
ISBN 978-3-86525-436-8

# Inhaltsverzeichnis

I	Einleitung .....	7
II	Lebenskunst und Genie: Begriffsgeschichte bis Goethe .....	13
II 1	»Kunst des Lebens« in der Antike .....	13
	Glück und Tugend 13 – Die »sokratische Wende« 15 – »Me-	
	dizin der Seele« 18 – Zusammenfassung 20	
II 2	Die Entwicklung des Geniebegriffs	
	im Kontext der Entwicklung des modernen Kunstbegriffs .....	22
	Genius und ingenium 22 – Imitation und Inspiration 24	
	– Schöne Kunst 26 – »Moral Artist« 28 – Naturgenie und	
	Originalgenie 30 – Autonomie und Anomie 32 – »Muster-	
	hafte Originalität« und ästhetische Unendlichkeit 33 – Zu-	
	sammenfassung 34	
II 3	Der Lebenskunstdiskurs im späten 18. Jahrhundert .....	35
III	Genie und Lebenskunst bei Goethe .....	38
III 1	Die Geniekonzeption in Goethes Frühwerk .....	38
III 2	»Genie in der Kunst des Lebens« .....	40
	Aristokratische Ästhetik 40 – Sorgfalt und Bildung 44 –	
	Lebenskunst und Dilettantismus 46	
III 3	Wilhelm Meisters theatralische Sendung .....	50
	Theaterkunst und Lebenskunst 50 – Genie und Bildung 53	
III 4	Wilhelm Meisters Lehrjahre .....	56
	Genie oder Leben 56 – Glück und Beruf 57 – Genie und	
	Vernunft 60 – Naturell und Bildung 63 – Welt und Geld	
	65 – Revolution und Reform 68 – Vorschein und Verleug-	
	nung 70 – Moralische und ästhetische Bildung 73 – Kind	
	und Genie 74 – Lebenskunst und Vaterschaft 77 – Objekt-	
	sinn und Menschheitsbildung 80 – Harmonie und Spiel-	
	trieb 86 – Verstand und Charakter 90 – Zusammenfassung	
	92	

III 5	Exkurs: Wirkungen der Lehrjahre – Lebenskunst und Genie in der Romantik und die Preußische Bildungsreform .....	95
	›Leben und Genie ist eins‹ 95 – Bildungsideal und Verwirk- lichung 97	
III 6	Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden .....	102
	Soziales Genie, Vielseitigkeit und Einseitigkeiten 102 – ›Strenge Kunst‹, Genie und Konvention 106 – Lebensret- tungskunst, Genie und Glück 109 – Zusammenfassung 113	
III 7	›Natürliche Genialität‹ .....	115
IV	Schluss .....	120
IV 1	Zusammenfassung .....	120
IV 2	Ausblick: Genie und Lebenskunst bis heute .....	125
	Genie und Utopie 125 – Wahnsinn und Methode 128 – Lebenskunsttechnik und Fundamentelethik 129 – Intelli- genz und Kreativität 133 – Bildungssysteme und der eigene Weg 138	
V	Anhang	
V 1	Literaturverzeichnis .....	143
V 2	Siglenverzeichnis .....	150
	Danksagung .....	152

# I Einleitung

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts steht das intellektuelle Leben in Deutschland eine Zeit lang derart im Zeichen eines bestimmten Begriffs, dass diese Periode, nämlich die des ›Sturm und Drang‹ etwa 1765 bis 1785, bis heute nach diesem Begriff auch »Genieperiode« oder »Geniezeit« genannt wird<sup>1</sup>. Der Begriff »Genie« ist in seiner langen Geschichte mit sehr unterschiedlichen Bedeutungen belegt worden. In der »Jugendbewegung« des Sturm und Drang prägt ihn zum einen das politische »Wunschbild absoluter Selbständigkeit« eines Bürgertums, das sich in den deutschen Ständestaaten vergeblich zu emanzipieren versucht. Diese Vorstellung verbindet sich mit dem »Sozialisationskonflikt« einer Jugend, die im Gedanken des ›Originalgenies‹ ihrem antinormativen Bedürfnis nach individueller emotionaler und ästhetischer Autonomie Ausdruck verleiht<sup>2</sup>. Im Zeichen einer »grenzenlosen« Normüberschreitung wird der Geniebegriff schnell inflationär<sup>3</sup>. Zur selben Zeit, als Immanuel Kant sein ›kritisches‹ Unternehmen erst beginnt<sup>4</sup>, das dann schließlich auch zu dem Versuch führen wird, den Geniebegriff auf die »schöne Kunst« zu beschränken und seinen unendlichen kreativen Impuls an ein ›natürliches‹ Regelbewusstsein zu binden<sup>5</sup>, will auch Johann Wolfgang Goethe diesen Begriff schon durch den Ergänzungsbegriff der ›Bildung‹ im Zaum halten<sup>6</sup>. Zugleich aber erweitert er selbst ihn noch einmal innerhalb

---

1 Zeitgenössisch »Genieperiode«, heute eher »Geniezeit«. Vgl. Rudolf Hildebrand, Art. *Genieperiode* (1884), in: Jacob Grimm/ Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch* (DWB), Bd. 5, München 1984, 3450; Gero von Wilpert, *Sachwörterbuch der Literatur*, Stuttgart 1955, 571 (Art. *Sturm und Drang*); Joachim Ritter, *Genie* III., in: ders. u. a. (Hg.), *Historisches Wörterbuch für Philosophie*, 13 Bde., Basel 1971–2007, Bd. 3 (1974), 285–309, hier 292ff.; Eberhard Ortland, *Genie*, in: Karlheinz Barck u. a. (Hg.), *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, Stuttgart 2000–2005, Bd. 2 (2001), 661–708, hier 689ff.

2 Ortland, 689f.

3 Vgl. Johann Wolfgang Goethe, *Dichtung und Wahrheit*, 4.19 (1830/31), in: *Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden* (HA), hg. von Erich Trunz, vollst. neubearb. Aufl., München 1981, Bd. 10, 160f.

4 Die erste Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* erschien 1781.

5 Immanuel Kant, *Kritik der Urteilkraft* (1790), § 46, in: ders., *Werkausgabe*, hg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt a. M. 1974, Bd. 10, 241ff.

6 Vgl. etwa Goethe an Friedrich Müller, 21. 6. 1781.

der ästhetischen Grenzen. Am 11. März 1781 schreibt Goethe über Johanna Luise von Werthern-Neunheiligen an Charlotte von Stein: »Was in ieder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens«<sup>7</sup>. Gemeint ist hier mit dieser Kunst zunächst eine besondere, höfisch geprägte Fähigkeit, mit Menschen umzugehen und »die Welt zu behandeln«. Eine *soziale* Kompetenz also, die aber mit ihrem Sinn für Einheit, Ganzheit und Angemessenheit auch dezidiert *ästhetischen* Kriterien zu folgen scheint.

Der Begriff »Lebenskunst« ist zu dieser Zeit ebenfalls virulent (wenn auch weit weniger als der Geniebegriff). Wenn man ihn ernst nimmt, also nicht bloß metaphorisch verwendet, sondern ästhetisch konzipiert – wie man damals auch angefangen hat, es zu tun –, scheint es naheliegend, auch andere ästhetische Konzepte, wie eben das des Genies, auf ihn anzuwenden. Doch obwohl es um 1800 starke Überschneidungen zwischen Lebenskunstdiskurs und ästhetischem, mithin Geniediskurs gibt, taucht überraschenderweise (beinahe) nirgendwo sonst eine vergleichbar enge Verbindung beider Begriffe auf, wie in Goethes Brief – auch nicht bei Goethe selbst<sup>8</sup>. Ebenso rar sind allerdings auch Rezeption und Kommentare, geschweige denn eine konzeptionelle Untersuchung jener, wie man wohl sagen darf, singulären Formulierung Goethes<sup>9</sup>. Diese Lücke möchte die vorliegende Arbeit ein Stück weit ausfüllen.

Zwei mögliche negative Gründe für jene Singularität, sowohl bezüglich Goethe als auch seiner Rezeption, seien hier schon angedeutet: Zum einen ist das eine inhärente begriffliche Spannung jener Formulierung »Genie in der Kunst des Lebens«. Der Geniebegriff scheint hier, wie häufig, überragende Fähigkeiten zu bezeichnen, die nicht jeder hat und die auch nicht lernbar sind, auf einem Gebiet, das darum nicht jedem zugänglich ist. Diese exklusive Dimension passt zwar zum aristokratischen Horizont der Lebenskunst in Goethes Brief, aber nicht zu ihrer sonstigen Begriffsgeschichte. Denn »Le-

---

7 Briefe Goethes werden, sofern nicht anders angegeben, zitiert nach: *Goethes Briefe und Briefe an Goethe. Hamburger Ausgabe in 6 Bänden* (HAB, 1962–1969), hg. von Karl Robert Mandelkow, München 1988.

8 Vgl. Ortland, 696f. Eine einzige vergleichbare Stelle findet sich bei Wilhelm von Humboldt, *Geschichte des Verfalls und Unterganges der griechischen Freistaaten* (entst. 1807, ersch. erst 1896), in: *Wilhelm von Humboldts gesammelte Schriften* (GS), 17 Bde., hg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1903–1936, Bd. 3, hg. von Albert Leitzmann (1904), 171–218, hier 198f. Siehe dazu unten, III 5.

9 Nachweise dazu unten, III 2.

benskunst« (*ars vitae /vivendi, téchnê perì bíon*) ist seit der Antike als die zum individuellen Glück (*eudaimonía*) führende Betätigung der Tugend (*aretê*) ein Gebiet, das prinzipiell jedem zugänglich ist, und auf dem prinzipiell jeder erfolgreich sein kann und soll: für das daher die Vorstellung vom prinzipiellen Vorrang einiger weniger vor allen anderen unangemessen wäre. Damit enthält die Verbindung beider Begriffe eine Spannung, die auch einmal im Geniebegriff selbst lag: in der Spannung zwischen Individualität und Pluralität<sup>10</sup>. Diese begriffliche Spannung aber mag Goethe beim Versuch, in seinem Werk, auch in seinen Bestimmungen des Geniebegriffs selbst, die Spannungen im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft wie auch von Adel und Bürgertum auszugleichen, als zusätzliche Erschwernis empfundenen und sie daher in der Folge vermieden haben. Außer durch diese Vermeidung dürfte zum anderen die Rezeption von Goethes einmaliger Formulierung dadurch behindert worden sein, dass Goethes Briefe an Charlotte von Stein, damit auch der oben zitierte, erst 1848 veröffentlicht worden sind<sup>11</sup>, zu einer Zeit, als sich Genie- und Lebenskunstdiskussion schon wieder stark gewandelt hatten, aber auch die Goetherezeption in gewisser Weise festgeschrieben war. Für progressive, gar egalitaristische Gesellschaftstheorien kam Goethe, aber auch der Geniebegriff überhaupt, als Bezugspunkt eher weniger infrage.

Doch entgegen jener zum Lebenskunstbegriff in Spannung stehenden Verwendung in Goethes Brief wurde auch der Geniebegriff immer wieder zumindest ansatzweise »egalitär« konzipiert<sup>12</sup>, wie es auch seine lateinischen Wurzeln in der *genius*-Vorstellung und im Begriff *ingenium*, also einer jeweils allen Menschen zukommenden Schutzgottheit bzw. (mentalen) Konstitution, vermuten lassen. Und umgekehrt steht am Anfang der Geschichte der Lebenskunst in der griechischen Philosophie zugleich Platons Vorstellung einer Naturbegabung des Philosophen<sup>13</sup> sowie seine Konzeption vom *daimónion* des Sokrates, einer persönlichen, allein Sokrates zugeschriebenen

---

10 Vgl. Ortland, 671.

11 *Goethe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776 bis 1826*, hg. von Adolf Schöll, Bde. 1 u. 2, Weimar 1848.

12 Ortland 667, vgl. 669.

13 Vgl. Peter Stemmer, *Tugend. I. Antike*, in: Ritter u. a., Bd. 10 (1998), 1532–1548, hier 1538, in Anm. 61 zahlreiche Nachweise aus Platons *Politeia*.

göttlichen Stimme, die ihm auf seinem Weg als Philosoph Beistand leistet<sup>14</sup>, was ihn auf gewisse Weise auch in die Nähe der – freilich ihrerseits extrem abgewerteten – »gotterfüllten« Dichter (*éntheoi*)<sup>15</sup> zu rücken scheint. So wirkt es auch lohnend, im Lebenskunst- wie im Geniediskurs nach Ähnlichkeiten zum jeweils anderen zu suchen. Denn letztlich ist es wohl doch erst Kant, der das Genie rigoros auf die schöne Kunst begrenzt, weil seiner unerschöpflichen Produktivität nur die Unendlichkeit der ästhetischen Anschauung entspreche, die im Kunstwerk so »unerschöpflich ist wie die Welt selber«<sup>16</sup>. Dabei scheint aber diese Art struktureller Analogie zwischen Kunstwerk und Welt gerade eine Übertragungsmöglichkeit des Genies zuzulassen: die von der Unendlichkeit der ästhetischen Ideen auf die Unendlichkeit des Lebens selbst. Eben eine solche Analogie ist wohl auch grundlegend für den modernen Gedanken einer »Kunst des Lebens« bei Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt, Novalis und Friedrich Schlegel. In dem Maß, in dem das Leben prinzipiell strukturanalog zu einer Kunst verstanden wird, wird auch das Genie zu einer allgemeinen, ja potenziell egalitären anthropologischen Kategorie.

Die am besten und umfangreichsten kommentierte Ausgabe von Goethes Briefen, die Frankfurter Ausgabe, beschränkt zwar ihren Kommentar zur oben zitierten Passage auf die »Kunst des Lebens« und übergeht mit deren »Genie« die anscheinende Einmaligkeit dieser Wendung<sup>17</sup>. Aber sie weist dafür auf *Wilhelm Meisters Lehrjahre* hin, einen Roman, der in der Tat seit seinem Erscheinen 1794–96 explizit mit »Lebenskunst« in Verbindung gebracht wird<sup>18</sup> und diese auf den ersten Blick gerade vom Anspruch auf (künstlerisches) Genie abzugrenzen scheint. Der Ursprung aber dieses Romans liegt in der Geniezeit des Sturm und Drang<sup>19</sup>, und seine frühere Fas-

---

14 Vgl. besonders Platon, *Apologie*, 31d. Platon wird unter Angabe der Stephanus-Zahlen zitiert nach: Platon, *Werke in acht Bänden*, griech./dt., hg. von Gunther Eigler, Darmstadt 2011.

15 Platon, *Ion*, 533e.

16 Karl Jaspers, *Die großen Philosophen. Erster Band* (1957), München 1997, 505.

17 Vgl. Hartmut Reinhardt, *Kommentar zu: Goethe, Das erste Weimarer Jahrzehnt. Briefe, Tagebücher und Gespräche vom 7. November 1775 bis 2. September 1786*, in: ders. *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche. Vierzig Bände*, Frankfurter Ausgabe (FA), hg. von Hendrik Birus u. a., Frankfurt a. M. 1985–2013, Bd. 29 (1997), 928ff.

18 Vgl. W. v. Humboldt an Goethe, 24. 11. 1796, in: HA 7, 660; Friedrich Schlegel, *Über Goethe's Meister* (1798), in: ebd., 661–677, hier 663, 666, 669, 675.

19 Wilhelm Voßkamp vermutet, dass seine Konzeption eventuell sogar bis 1773 zurückreicht:



sung, *Wilhelm Meisters theatralische Sendung*, hat einen Genie-Anspruch für ihren Helden noch deutlich vertreten<sup>20</sup>. Träumt Wilhelm in den *Lehrjahren* zwar zu Unrecht anfangs noch vom genialen Künstlerdasein und gewährt erst allmählich das Fehlen seines Kunstgenies, gerät ihm seine Kunst doch zum Übungsplatz des Lebens, und er selbst wird von seinen ersten Interpreten als Lebenskünstler honoriert. Ironisieren aber zugleich die *Lehrjahre* dezidiert die Vorstellung, die ›Kunst des (Lebens-)Glücks‹ (vgl. L 72)<sup>21</sup> sei wirklich gezielt erlernbar, wird in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* sein Handwerk des Wundarztes als Lebensrettungskunst zum Paradigma von (sozialer) Genialität buchstäblich im Horizont menschlicher Unsterblichkeit.

Ich möchte nun zunächst kurz die jeweilige Geschichte der Begriffe »Lebenskunst« (bzw. »Kunst des Lebens«) und »Genie«, beginnend mit dem älteren, bis hin zu Goethe, auf eventuelle implizite – oder gar explizite – Verbindungen und Zusammenhänge beider untersuchen. Dabei wird es also bei der Lebenskunst vor allem um den spezifisch künstlerisch-ästhetischen Aspekt und um den von eventuellen Begabungsunterschieden in ihr gehen; beim Genie dagegen eben darum, was über die Ästhetik im engeren Sinn, aber auch darum, was über den Aspekt der Ausnahmebegabung hinausgeht. Dies kann freilich auf dem verhältnismäßig engen Raum dieser Arbeit nur vorwiegend kursorisch geschehen und soll hier letztlich vor allem zur Vorbereitung des Hauptteils meiner Untersuchung dienen. In diesem werde ich dann den beiden Begriffen, Genie und Lebenskunst, und natürlich besonders ihrer Verbindung, im Werk Goethes, vornehmlich in jenem zitierten Brief und in den *Wilhelm Meister*-Romanen, zuletzt aber auch noch in einer ›naturwissenschaftlichen‹ Reflexion, nachgehen. Dazwischen wird ein Exkurs die Folgen der *Lehrjahre* auf die Lebenskunst- und Geniediskussion vor allem in der Romantik behandeln und, ausgehend von Wilhelm von Humboldts Positionen, einen Blick auf die Preußische Bildungsreform Anfang des 19. Jahrhunderts werfen, um so zugleich den historischen Abstand zwischen *Lehr-* und *Wanderjahren* zu verdeutlichen. Nach einer ausführli-

---

Kommentar zu *Wilhelm Meisters theatralische Sendung*, in: FA 9 (1992), 1127–1225, hier 1134.

20 Vgl. etwa Michael Beddow, *Goethe on Genius*, in: Penelope Murray (Hg.), *Genius. The history of an idea*, Oxford 1989, 98–112, hier 105; Kristina Skorniakova, *Moderne Transzendenz. Wie Goethes Wilhelm-Meister-Romane Sinn machen*, Leipzig 2010, 29ff.

21 Zitate aus *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, in: HA 7, 7–610, werden mit der Sigle L im Haupttext nachgewiesen.

chen Zusammenfassung werde ich schließlich noch einen Ausblick auf die weitere Entwicklung von Genie- und Lebenskunstkonzeptionen bis in die Gegenwart wagen und ihre Bezüge zu Goethe andeuten.